

Mit Schwarz-Rot-Gold entdecken viele Bürger die Kraft einer modernen symbolischen Form. Verbirgt sich dahinter ein politischer Wille?

Die deutsche Trikolore

21. Juni 2006, Gerd Held

Deutschland ist in diesen Tagen ein Fahnenmeer. Oder nein, man sollte lieber genauer sein: Nicht alles ist nun in Schwarz-Rot-Gold getaucht, nur bestimmte Momente und Orte sind es. Am meisten beeindruckt die Beflaggung dort, wo sie sich an persönliche und private Dinge heftet. Eine Fahne in einem Balkonkasten oder in einem einzelnen Fenster, ein provisorisch ins Autofenster gehefteter Wimpel oder eine schwarzrotgoldene Malerei auf der Haut – nichts davon ist flächendeckend. Doch es reicht aus, um einen Zusammenhang zu stiften, den wir nicht kannten. Dinge, die bisher als Inbegriff einer Kultivierung des Privaten und einer bisweilen rücksichtslosen „Freien Fahrt für freie Bürger“ galten, zeigen auf einmal ein zweites Gesicht. Schwarz-Rot-Gold ist, beinahe über Nacht, zu einem individuellen Allgemeinen geworden.

Zugleich haben sich die öffentlichen Räume verändert, vielleicht sogar erst richtig konstituiert. Drei unregelmäßig verteilte Fahnen in einer Straße genügen, damit aus einem Nebeneinander von Fenstern und Häusern ein gemeinsamer Raum aufscheint, der durch die Korrespondenz der Farben wie von einem Dach überspannt wird. Der Effekt ist erstaunlich. Das neue Ensemble ist kein Meer, in dem man versinkt. Die Distanz bleibt und doch werden wir ergriffen. Dies Ergriffen-Werden von ein paar Farben widerstrebt uns und macht uns doch das Herz weit – um ein Dichterwort von Heinrich Heine, gemünzt auf die französische Nation, wieder aufzunehmen.

Tatsächlich stellt der neue Fahnen-Gebrauch keine Schließung dar, sondern eine Öffnung. Auf den deutschen Hausfassaden, die – im Vergleich zum Beispiel zu denen unserer niederländischen Nachbarn – immer etwas Verschlossenes und Abwehrendes hatten, erscheint das Fahnentuch nicht als weitere Gardine und zusätzlicher Schutz vor unliebsamen Blicken. Vielmehr entsteht der Eindruck, dass die Fenster ein wenig aufgemacht wurden. Manche Fahne wirkt wie die provisorische Auslage in einem bescheidenen Schaufenster. Sie erheischt Aufmerksamkeit und verspricht doch auch Aufmerksamkeit. Gerade das demonstrative Flagge-Zeigen führt weiter in die öffentliche Sphäre als eine verstockte Zeichenlosigkeit. Durch diese Zuwendung kann die Straße als ein Gesamtraum in Erscheinung treten, für dessen Pflege und Sicherheit die Menschen eintreten. Der glückliche Werbefuzzi, der dazu den Satz „Zu Gast bei Freunden“ gefunden hat, hat wohl nicht Alexander Mitscherlichs „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“ gelesen, aber die Beflaggung erinnert tatsächlich an die festliche Zuwendung eines Gastgebers, der sein Haus bestellt, um anderen etwas geben zu können. Das beginnt schon beim Verhältnis der Deutschen untereinander. Wohl noch nie sind sich die Deutschen so freundlich, respektvoll, großzügig begegnet wie in diesen Tagen. Im Gewühl der Berliner Fanmeile geben auch härtere Ultra-Typen beinahe vorsichtig den Weg frei oder reichen mal

ein Bier durch. Endlich sind wir ein Volk mit Raum, das sich und anderen einen Platz anbietet.

Und wirklich kommt uns jetzt der vorherige Zustand des Landes seltsam stumm und eng vor. Häuser, Autos und Passanten scheinen eine andere Sprache zu sprechen und einen anderen Geist gefunden zu haben. Schaffen also die Fahnen eine ganz neue Realität? Das wäre eine Überschätzung. Es gibt nicht plötzlich ganz neue Menschen. Nein, eher müssen wir davon ausgehen, dass dieser spezifische Zusammenhalt schon in unserem Land angelegt war, uns aber der Kick fehlte, diesen Geist fassbar zu machen. Ohne ein passendes Symbol rann er uns immer wieder durch die Finger.

Es sind dabei eigentlich nicht die Jubel-Szenen, die die neue Rolle der deutschen Farben am besten zum Ausdruck bringen. Nicht auf den Sieg im Zweikampf kommt es an. Eine Assoziierung mit dem Zweikampf rückt die nationalen Farben allzu nahe an die ältere Wappenkultur der Aristokratie und deren personale Gefolgschaften und an die Clan-Herrschaft. Diese Symbolisierung ist zu intim. Triumph schlägt da zu leicht aus geringem Anlass – etwa bei einer allzu deutlichen Niederlage - in Hass und Erbfeindschaft um. Die nationalen Farben müssen sich aber in Sieg und Niederlage bewähren; sie müssen den Übertreibungen beider Erfahrungen standhalten. Der verbrüdernden Rolle der Fahne muss ihre distanzierende Rolle vorausgehen.

So ist die Flagge in der Moderne eher ein architektonisches Element, das sich an Bauwerke im weiteren Sinn heftet: Fenster, Balkone, Autos, Dächer, Türme und Kuppeln. Sie ist viel weiter in die äußere Welt gepflanzt als die alten Clanwappen, und diese Äußerlichkeit gilt auch dort, wo sie auf die nackte Haut gemalt wird. Mit ihrer Nationalfahne entdecken viele Deutsche in diesen Tagen nicht einfach nur sich selbst und ihre besseren persönlichen Eigenschaften, sondern sie entdecken ihre Welt neu. Das Ensemble einer Straße tritt deutlicher hervor. Auch die großen Städte werden als „WM-Orte“ nun stärker als ein deutsches Städtesystem wahrgenommen – noch nie waren Stuttgart, Hamburg und Leipzig einander so nah. Sichtbarer wird aber auch Berlin. Fast auf Tag 15 Jahre nach dem Beschluss, Berlin wieder als deutsche Hauptstadt einzusetzen, bildet nun das Terrain mit Brandenburger Tor, Pariser Platz, Reichstag, Kanzleramt, neuem Hauptbahnhof und der Straße des 17. Juni ein besonderes und einmaliges Ensemble.

Eine moderne Nationalsymbolik kann nicht unmittelbar die Herzen zusammenführen. Sie muss als allgemeines Band die ganze wirtschaftliche und politische Sachwelt des modernen Lebens umfassen. Erst muss sich die symbolische Form an diese Sachwelt heften, gleichsam ihren architektonischen Schlusspunkt bilden, bevor sie die Herzen wirklich weit machen kann. So ist es kein Zufall, dass die nationalen Farben der Moderne wenig menscheln und ein recht abstraktes Farbspiel präsentieren. Wie in der französischen Trikolore das Weiß des alten Könishauses von den Pariser Stadtfarben rot und blau umfasst wird, sind auch in anderen Flaggen die alten Symbol-Kontinuitäten gebrochen, die eine Nation mit personalen Insignien identifizierten. Erst damit ist das Drei-Farben-System der modernen Nationalsymbolik zu verstehen, und das gilt auch dann, wenn die Ursprünge eine Flagge noch von Gewalt und Hass mitgeprägt sind. Schwarz-Rot-Gold verkörpert nicht einfach die positiven Seiten der deutschen Nation. Gewiss stehen die „Hambacher Farben“ stehen für einen Versuch deutscher Einheit durch Bewegung von unten, aber sie stehen ebenso für eine alte antifranzösisch-großdeutsche Orientierung – so wie auch Farben und Hymnen anderer Nationen von falschen Frontstellungen zeugen. Was zählt, ist, dass die abstrakten Nationalfarben über solche Frontstellungen hinausweisen. So sind die Nationalflaggen zwar verschieden und parteiisch, aber

doch aus so ähnlichen und äußerlichen Bausteinen gebastelt, dass sie nicht einen Überlegenheitsanspruch oder eine höhere Berufung auszudrücken vermögen. Die Flaggenwelt der Moderne ist säkular und pluralistisch.

Diese Abstraktheit ist auch von Vorteil im zeitlich-historischen Sinn. Gerade weil die Nationalflagge über den einzelnen Geschichten und Bildern steht, eignet sie sich nicht für ein selektives Gedächtnis. Es wäre töricht, wenn die Deutschen versuchten, mit Schwarz-Rot-Gold das Verbrechenskapitel ihrer jüngeren Geschichte zuzudecken.

Man hat es sich in Deutschland angewöhnt, die Kontinuität des Landes in einzelnen Bildern suchen: preußische Militärparade, Paulskirche, Hitler, Adenauer, das Wunder von Bern, Volkswagen, Mauer-Berlin, Kennedy-Berlin, Willy Brandts Kniefall, der Fall der Mauer, das Hochwasser... Aber diese Bildergeschichte ist viel zu wechselhaft und zu disparat. Damit ist keineswegs eine postnationale Identität entstanden, wie manche nicht ohne neues Überlegenheitsgefühl meinen. Vielmehr entstand eine selektive Symbolik des Nationalen und mit ihr eine sehr selektive Wahrnehmung der Verantwortung für Gut und Böse. So begann ein Spiel, in dem die Bundesrepublik mit bestimmten Einzelbildern definiert und je nach Gusto in Anspruch genommen wurde, während eine Gesamthaftung für Deutschland abgelehnt wurde. Für eine solche Gesamthaftung aber hätte Schwarz-Rot-Gold gestanden. Diese symbolische Generalform eignet sich nicht für eine Staatsangehörigkeit à la carte. Deshalb waren stets diejenigen die größten Fahnen-Skeptiker, die sich selbst nur auf den guten Fotos sahen.

Die deutsche Trikolore ist ein einfaches Symbol. Zu einfach für jene sozialen Milieus, für die die politische Kultur gar nicht kompliziert genug sein kann und die in der Politikverflechtung, im endlosen Neuarrangieren der Interessen und im Schnüren von Verhandlungspaketen das höchste Stadium der modernen Republik sehen. Es hat sich eine ganze Schicht von Wegweisern und Kontrolleuren herausgebildet, die in der unübersichtlichen Politiklandschaft die Schlüsselrollen besetzen. Diese allgegenwärtige Zöllner-Klasse blickt mit Arroganz, Häme und Misstrauen auf jene anderen Bevölkerungsteile, die – reich oder arm – es einfacher brauchen oder wollen. So ist es kein Wunder, dass die Kultur unserer Nationalfarben von den einen mit Argwohn betrachtet wird, während die anderen ihr verbunden sind. Die Flaggenkultur steht symbolisch auch für einen bestimmten Geist der Gesetzgebung: für Einfachheit und Eindeutigkeit, für klare Unterscheidungen zwischen haftbar und nicht haftbar, zwischen bezahlbar und unbezahlbar.

Deshalb ist der schwarz-rot-goldene Fußball-Ruck, der in diesen Tagen durchs Land hüpf, nicht ohne politische Brisanz. Denn er trifft gerade jetzt auf eine politische Sitzordnung, die alles unendlich zäh und kompliziert macht. Die Kompromisse der großen Koalition machen das Land nicht klarer und weiter, sondern geheimniskrämerischer und enger. Größer ist hier die Zahl der Einzelrücksichten und der Gesetzesanbauten geworden, kleiner sind die Spielräume geworden. Gibt es einen größeren Kontrast zur einfachen Architektur der deutschen Trikolore? Ist in der Einfachheit des Symbols vielleicht ein ganz anderer Umgang mit dem Sanierungsfall Deutschland angelegt? Gewiss ist es nur ein Symbol, und natürlich wird die Sanierung des Landes nicht durch eine stärkere Beflagung erreicht. Aber mit der Hinwendung gerade zu diesem Symbol drücken die Menschen doch etwas Wichtiges aus: Dass sie dies Land in einer gar nicht so glänzenden Lage annehmen wollen – en bloc und nicht à la carte. Und dass sie schon mit einer einfachen Einheit etwas anfangen können – ohne auf immer weiter hochgeschraubte Förderungen und Forderungen zu warten. Es könnte also sein, dass hier auf eine subtile Weise eine Demonstration stattfindet.

(Manuskript vom 21.6.2006, erschienen als Essay in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung am 25.6.2006)